

Reinhard Bernhof

„Herbstmarathon - Innenräume einer Revolution“

Kontaktstunden

Für den 26. September 1989 war ich zu einer Lesung in die Alte Handelsbörse eingeladen, die innerhalb einer gemeinsamen Reihe des Komponisten- und Schriftstellerverbandes der DDR stattfand: „Musik und Lyrik“. Ich war von der ersten Minute an hier und zugleich an einem anderen Ort. Für den gleichen Abend war kurzfristig ein Koordinierungstreffen des Neuen Forums festgelegt worden, zu dem ich erwartet wurde.

„Drei Lieder für Sopran, Violoncello und Klavier“ gingen in aufreizend getragenen Tempi über das Publikum in der halbgefüllten Börse hin. Die Zuhörer wirkten still, abwartend. Niemand von ihnen schien Unruhe zu verspüren. Kurt Drawert las Gedichte, nervös, ein Geschütteltsein, Frösteln nicht verbergend. Mit wachsender Ungeduld hörte ich auf die darauf folgende Komposition „Und manchmal flüstern die Tropfen ...“ und wartete auf meinen Auftritt. Ich las Gedichte über den selbstverständlich hingenommenen, von der „Parteiführung“ mit unglaublicher Arroganz ignorierten Verfall eines Leipziger Stadtteils wie Gohlis und blickte zwischendurch in die Gesichter der Zuhörer. Ein konzentriertes Interesse schien da zu sein, ohne Räuspern und Schnauben, es fiel mir auf. Ich dachte an die unsichtbaren Risse in den zementierten Gedanken, die die einzige Hoffnung blieben.

Ich verließ die Veranstaltung während des folgenden Liedzyklus und fuhr in den Leipziger Osten. Mich beherrschte die heimliche Erwartung von etwas Unvermitteltem, alles Erschütterndem und befremdete mich im nächsten Augenblick selbst, wie ein Überschwang, dem nur Ernüchterung folgen konnte. Hin und wieder war von kleinen Gruppen zu hören, die sich nach dem Gottesdienst in der Nikolaikirche in die Innenstadt begaben und dort manchmal auch im Chor nach Demokratie riefen, aber Beachtung fand es kaum bei der Mehrheit der Leipziger. Zu schnell, zu gewaltsam wurde jede noch so spontane Bewegung erstickt.

Diffuses Licht flackerte mir entgegen, als ich in die öde Wohnung in der Zweinaundorfer Straße kam. Ich war schon ein paar Mal hier gewesen. Zwei, drei verwaiste Räume im Erdgeschoß, in denen nichts weiter stand als ein länglicher Tisch

und ein paar Stühle. Keine Lampe, der Strom abgeschaltet. Zu meiner Überraschung waren nur wenige gekommen, sie saßen bei Kerzenlicht und gaben harte Umrisse auf den kahlen Wänden ab. Aus diesem kleinen Kreis sollten an diesem Tag die Kontaktleute des Neuen Forums hervorgehen, ihre Namen würden danach in allen Kirchen und Hochschulen der Stadt bekannt gemacht. Ich war betroffen. Wo waren die anderen, die bei den vorangegangenen Zusammenkünften da gewesen waren? Entmutigt? Zerstreut? Herrmann Schein, ein Theaterregisseur nickte mir zu. Michael Arnold, vorher bereits der inoffizielle Kontaktmann des Neuen Forums, der den Grünheider Erstaufwurf mit unterschrieben hatte, vier, fünf andere, die ich nicht kannte, mehr nicht.

Die Abteilung „Inneres“ im Rat des Bezirkes hatte mitgeteilt, dass dem Antrag auf Anmeldung der Vereinigung Neues Forum nicht stattgegeben werde. Für ihre Ziele gebe es in der DDR keine „gesellschaftliche Notwendigkeit“. Alle Handlungen diesbezüglich seien sofort einzustellen. Es war die erwartete Reaktion, sie überraschte niemanden, wir mussten nach neuen Wegen suchen. Ich hatte beobachtet, wie die Leute allmählich mutiger wurden, ihre Unterschrift für die Plattform des Neuen Forums zu geben, wenn ich sie deshalb ansprach. Mit mehreren hundert Unterschriften würden wir eindringlicher bei den Behörden nachstoßen, nur das konnte der nächste Schritt sein.

Arnold hatte einen matrizierten Zettel in der Hand und ergänzte, dass wir weiterhin an der Inanspruchnahme des Artikels 29 der Verfassung der DDR festhalten müssten. Die Bürger hätten ein Recht auf Versammlungsfreiheit und Vereinigung, um durch gemeinsames Handeln in politischen Parteien und gesellschaftlichen Organisationen ihre Interessen zu verwirklichen. Die gesellschaftliche Notwendigkeit des Neuen Forums den Funktionsträgern des Alten zu beweisen war Zumutung und Provokation zugleich. Mehr und mehr Bürger sollten sich darum in Eingaben an das Ministerium des Innern in der Berliner Mauerstraße wenden und die Zulassung fordern. Wenn wir sodann die Durchschläge dieser Schreiben bekommen könnten ...

Arnold drängte auf die Namen der Kontaktleute. Wer sich dazu bereit erklärte, musste allerdings wissen, dass er mit allen Repressionen der staatlichen Macht zu rechnen hatte. Am 22. September war das Neue Forum als staatsfeindliche Organisation abgestempelt worden.

Der Regisseur wehrte ab, da er in Berlin arbeite. Auch ein Wissenschaftler der Deutschen Hochschule für Körperkultur äußerte Bedenken. Er befürchtete die sofortige Entlassung. Verlegenheit entstand, eine angespannte Pause.

Arnold blieb gelassen und leise. Ein jeder müsse nach eigenem Ermessen entscheiden, sagte er. Nach seinem Gewissen. - Ein betretenes Schweigen lag im Raum. Fast alle sahen nach unten. Wie groß war der Schaden bereits durch Beherrschung?, fragte ich mich. - Unehrllich gegen sich fast jeder. - Schließlich waren vier bereit, darunter auch ich. Vier Kontaktmänner, keine Frau war anwesend. Aber im Laufe der Nacht und des darauf folgenden Tages stellten sich noch weitere Personen zur Verfügung, so dass die allerersten Kontaktmänner, die ich auf einem vergilbten Handzettel in meinem kleinen Archiv finde, folgende Personen waren: Frank Pörner, Reinhard Bernhof, Uwe Schwabe, Klaus Hinze, Michael Raschke, Wolfgang Gerds, Johannes Brehm, Günter Menzel, Michael Arnold, Matthias Franzheld.

Schon wenige Tage darauf läutete das Telefon ohne Unterlass. Es waren Fremde, die anriefen, aus Plauen, Weißwasser, Torgau. Es verwunderte mich, dass sie so schnell meine Nummer erfahren hatten, ein leichtes, unwirkliches Gefühl erfasste mich. Sie verlangten nach Informationsmaterial des Neuen Forums, für sich, zur Weitergabe an andere. Vermutlich dachten sie, ich bekäme täglich Stöße davon geliefert. Aber ich hatte nur ein Exemplar, das ich auf meiner Schreibmaschine „Erika“ mühsam verdreifachte, vervierfachte. Ich versprach zu schicken, was ich hatte, und lud sie nach Leipzig ein. Jeden Mittwoch siebzehn Uhr. Für die erste Sprechstunde fertigte mir ein Bekannter dreißig, vierzig Kopien der Aufrufe mit den dazugehörigen Unterschriftenlisten. Ich glaubte mich gewappnet. Bereits am frühen Nachmittag erschien ein junger Mann. Er starrte mir durch glänzende Brillengläser in die Augen

und bot eindringlich Hilfe an. Er arbeite als Ingenieur in einer Forschungsabteilung, nach Feierabend könne er am Computer Aufrufe und Unterschriftenlisten ausdrucken.

Von siebzehn Uhr an schrillte nicht nur das Telefon, sondern auch die Türklingel. Ich nahm ab, öffnete, rannte hin und her. Ein Mann aus Mittweida rief an und wollte hartnäckig die Ziele des Neuen Forums diskutieren. Nur die Grundrechte forderte es? Weshalb? Das sei zu wenig, viel zu wenig, sähen wir das denn nicht? Ich antwortete, dass wir uns danach auch allen anderen Problemen stellen würden, besonders der Ökologie. Er ereiferte sich, wollte nicht aufhören, kam in Hitze. Im Korridor warteten bereits mehrere Frauen und Männer, die mich misstrauisch und schüchtern musterten. Ich bat sie ins Wohnzimmer und sagte, um sie zu entspannen, dass wir sogleich die Revolution beginnen würden. Ich lachte und sah in ihren Gesichtern, wie sie plötzlich lockerer wurden.

Und wieder Schritte im Hausflur, Stimmengemurmel. Ein ganzer Trupp auf einmal. Als er den Treppenabsatz zu meiner Wohnung erreicht hatte, sah ich in neugierige Augen.

Sind Sie? ...

Ich bin ..., bestätigte ich, zwischen Lachen und Verblüffung, mit einem Empfinden etwa so, als wäre ich ein neuer Rezeptverteiler.

Ich holte Küchenstühle, Klappstühle, Sessel aus dem Arbeitszimmer. Eine Truhe. Eine Fußbank. Alle Zimmer waren plötzlich voller Menschen. Junge Leute in Turnschuhen, mit Stickern und den bekannten Aufnähern mit Jesaja-Wort. Sie setzten sich unaufgefordert auf den Fußboden, und ich merkte, dass es ihnen nichts ausmachte und sie es so gewohnt waren.

Unversehens war ich in der Mitte des Zimmers eingeklemmt. Na schön, sagte ich und kniete mich neben meinem Sessel hin. Machen wir weiter - obwohl noch nichts begonnen hatte.

Wir sollten uns erst einmal vorstellen, verlangte eine junge Frau, die ihren Mantel anbehalten hatte. Es waren verspannte Sekunden. Ich versuchte sie zu überspielen, mit Lässigkeit und humorvollen Bemerkungen, bis einzelne zögernd von sich zu sprechen begannen.

Eine ältere Frau, stachlige Haare, war Zahnärztin, ihr Mann spielte im Rundfunksinfonieorchester Leipzig. Aus Borsdorf bei Leipzig waren zwei Fotografen gekommen. Den Namen des einen habe ich behalten. Josef Liedke. Die Jungen in Sportschuhen kamen aus der Umweltgruppe einer Leipziger Kirche. In drei Mädchen, die lächelnd auf dem Teppichboden saßen, erkannte ich die Kindergärtnerinnen meiner Kinder. Zwei junge Männer von der Denkmalpflege, eine Physiotherapeutin ...

Das Telefon klingelte, klingelte, klingelte.

Ich stakte zwischen den Körpern zum Schreibtisch. Pfarrer Christoph Wonneberger von der Lucas-Gemeinde in Leipzig-Volksmarsdorf hatte angerufen. Ich wusste, dass er der eigentliche Initiator der Friedensgebete in Dresden war als er noch dort wohnte. In Leipzig fanden diese Gebete bereits seit 1983 statt, als nach Bekanntwerden des NATO-Doppelbeschlusses viele die Abrüstung für eine Utopie hielten. Ich nahm einige Male daran teil. Aber es waren manchmal nur sechs bis sieben Leutchen, die sich in die Kirche verirrt hatten ... Wonneberger fragte an, ob ich demnächst zu einer Lesung nach Volksmarsdorf

kommen wolle. Ich sagte zu, ohne Genaueres aufnehmen zu können.

Ich freute mich über den Anruf. Wonneberger war neben Pfarrer Christian Führer einer der wenigen Mutigen, von denen ich gehört hatte, der bereits 1986 Arbeitsgruppen für „Friedens- und Menschenrechte“ unterstützte und später mit vielen jungen und aktiven Leuten wie Kathrin Walther, Gesine Oltmanns, Thomas Rudolf, Rainer Müller, Oliver Kloß, Frank Richter, Steffen Kühhirt und anderen zusammengearbeitet hat. Er hatte sich ständig in einem unerhörten Kampf gegen Friedrich Magirus, den Superintendenten, zu verantworten gehabt, er hat sich ihm widersetzt und zumeist all seine Anordnungen unterlaufen. Wonnebergers Predigten waren mit politischen Anspielungen durchwürzt, und er hatte im Sommer bereits einen „Statt-Kirchentag“ von unten organisiert. Auch am letzten Septembermontag hatte er in der Nikolaikirche entscheidende Worte für Zivilcourage und gegen Gewalt gefunden, so dass viele Jugendliche zum ersten Mal „We shall overcome“ singend ein Stück zum Hauptbahnhof gelaufen sind.

[...]

Der Stadt Bestes

[...]

Am 16. Oktober 1989 stand ich nachmittags vor der Nikolaikirche. Sie zu betreten war nicht möglich. Es galt wohl noch immer, was ich später in einem chiffrierten Fernschreiben der SED-Bezirksleitung Leipzig an Egon Krenz las, nämlich dass vorbeugende Maßnahmen gegen „negativ-feindliche Handlungen von Kräften des politischen Untergrunds im Bereich der Leipziger Innenstadt (Schwerpunkt Nikolaikirche, Thomaskirche und Reformierte Kirche) durch Mitglieder der Partei in Größenordnungen zu ergreifen sind, die das Auftreten konterrevolutionärer und rowdyhafter Elemente ausschließen. Dazu sind am 9. Oktober 1989 - 15.00 Uhr - aus dem Stadtparteiaktiv, dem sozialistischen Jugendverband, der Gewerkschaft 5000 Partei-, FDJ- und Gewerkschaftsmitglieder auf dem Vorplatz der Nikolaikirche zu formieren. Bei diesem Einsatz ist zu sichern, daß mit Öffnung der Nikolaikirche zum ‚Gebet‘ sofort 2000 Parteiaktivisten im Innenraum Platz nehmen und der Zugang negativer Kräfte weitgehend eingeschränkt wird. Die Mitglieder der Partei und FDJ, die nicht im Kircheninnern Platz finden, übernehmen den Auftrag, die Formierung negativer Kräfte auf dem Kirchplatz zu verhindern. Es ist eine Reserve von 500 Genossen zu schaffen, die bei beabsichtigten Veranstaltungen in der Thomas- und Reformierten Kirche sofort zum Einsatz kommen kann.“ [...]

Ich ging in das gegenüberliegende Fachbuch-Antiquariat, wo ich mich manchmal aufhielt. Über das Pflanzenbuch in meiner Hand hinweg blickte ich immer wieder auf den Kirchplatz. Zu zweit und zu dritt standen einige mit dem Rücken zum Schaufenster, trafen wie zufällig aufeinander, sahen sich verunsichert um. Einzelne Leute strichen über den Vorplatz, kamen wieder zurück. Ein hagerer Mann mit grimmigen Zügen und strenger Entschlossenheit schaute auf die Uhr. Ich blätterte und bewunderte die farbigen Abbildungen eines Ginkgobaumes. In einem Fachbuch der ehemaligen Leipziger Firma Bleichert, die einst Seilbahnen baute, in der DDR hieß sie „TAKRAF Paul Fröhlich“, sah ich mich in einer Gondel zwischen Eisgletschern zur Zugspitze oder zwischen Palmen und Meeresrauschen auf

den Zuckerhut fahren...

Als ich erneut nach draußen blickte, sah ich bereits eine Menschenmenge. Jugendliche direkt vor dem Kircheneingang winkten keck einer Kamera entgegen. Auch ich hatte ihr Rotieren auf dem Dach des gegenüberliegenden Pelzzentrums registriert. Gespannt wartete jeder auf das Ende des Friedensgebets. Von westlichen Kameraleuten nicht die geringste Spur. Sie hatten strikte Auflagen, sich außerhalb der Hauptstadt nicht mehr in Richtung „Realexistierendes“ zu begeben.

Langsam verließ ich das Antiquariat. Es waren inzwischen vielleicht ein- oder zweihundert Menschen versammelt, manche von ihnen gewiss jene Beorderten. In wenigen Minuten, aus der Kirche tretend, würden sich die frommen Genossen unter das Volk mischen. Doch wie wollten sie in dem Gewimmel ihre Parteilichkeit beweisen? Ihren Klassenstandpunkt? Den meisten, nahm ich an, waren diese Gedanken nur peinlich, und sie würden eilig weggehen.

Jemand tippte mich von der Seite an. Sylvia Kabus stand neben mir, außer Atem. Von wo war sie gekommen? Ich ging mit ihr zurück ins Antiquariat und besprach das dritte Heft unserer illegalen Literatur-Zeitschrift „Umfeldblätter“ - sie hatte mir die dafür in Frage kommenden neuen Texte von dem Physiker Karl-Peter Dostal, der an der Karl-Marx-Universität lehrte, Aphorismen von Horst Drescher und den Essay „Die maßlose Gesellschaft“ von Winfried Völlger mitgebracht. Völlger, der in Halle lebte, hatte diesen Essay als Diskussionsbeitrag im Mai 1989 anlässlich der Tage der Kinder- und Jugendliteratur, die im Bezirk Leipzig stattfanden, gelesen, und es hatte sich sofort herumgesprochen: Ich warf einen kurzen Blick auf Völlgers Seiten - und sofort hakten sich einige Sätze bei mir ein: „Wo der Handlungsspielraum sich verengt, wo das Meer Freiheit durch immer perfektere Reglementierungen eingeengt wird zur schmalen Fahrrinne, wo also Freiheit verloren geht, verlieren die ethischen Werte ihren Sinn als Navigationsinstrumente, sie büßen ihre soziale Funktion ein. Es kommt zur ethischen Inflation...“

Unmerklich, ich traute meinen Augen kaum, hatte sich der Platz mit Menschen gefüllt, die von

der Ritterstraße, Goethestraße, Reichsstraße sternförmig herbeieilten. Da gingen die Türen von St. Nikolai auf. Die ersten strömten heraus, sahen sich verstört um. Schwerfällig aussehende Männer von kleinem Wuchs, ältere Jahrgänge, in Mänteln, mit Aktentasche. Stets ihr sächsischer Akzent, singend und schleppend, in meinen Ohren. Ein bleicher dicker Mann, der mit abwesender Miene vor sich hinstarrte. Das kreisrunde Gesicht von glatter, glänzender Haut. Vielleicht hatte er vorher in irgendeinem Amt, einer Abteilung gearbeitet, war nun benommen. Oder ich täuschte mich und es war der Bischof persönlich?

Sie tauchten unter in der anschwellenden Menge. Unversehens standen wir in einer Drängelei und hatten kaum noch Platz für den kleinsten Schritt. Eingeklemmt zwischen Schultern, Rücken und Ellenbogen. Die ersten Chöre: „Neues Forum zulassen!“, als wäre es bereits eine Größe mit festen Strukturen. Andere riefen „Gorbi, Gorbi!“ Der Perestroika-Vater erschien uns wie ein Schutzheiliger für den Fall, dass bei den Machträgern die Glühfäden im Gehirn durchbrannten.

Langsam begriffen wir, dass wir uns nicht bewegen, sondern gedrückt, getragen, gehoben wurden und Teil eines ganz anderen Körpers waren, der sich Zentimeter für Zentimeter in Richtung Ritterstraße, Grimmaische Straße wälzte. Aber da ließ die Kraft hinter uns plötzlich nach. Ein kleiner leerer Raum um uns. Eine Luftblase, zum Atmen. In der Grimmaischen stauten wir uns erneut, in eine noch größere Menge hineingepresst, die sich vom Markt zum Karl-Marx-Platz drängte. Staunen, gegenseitiges Anstaunen, dass jeder zu den vielen gehörte. Wir sind das Volk, unkten manche. Das war der erste unerhörte Eindruck. Vielleicht, weil jeder den anderen bislang für einen Opportunisten, Duckmäuser, Feigling, für einen Begrabenen gehalten hatte.

Eine Gruppe mit Kameras, in Kutten, mit Schals und langen Haaren. Ein Filmer rief: „Wir sind von Babelsberg!“ Sie wurden von einigen argwöhnisch beäugt. Die Stadt voller Dissidenten, dachte ich, spontan und friedlich. Hiergebliebene! Ein Mann neben mir reckte sich: sein langer Hals und sein nach hinten gedrehter Kopf. Er versuchte abzuschätzen, wie viele es sein könnten. Sprünge,

erstaunte Ausrufe. Bis ich ebenfalls - nach hinten blickend - sprang. Jeder fühlte sich wie berauscht und neu beatmet. Gemeinsam nun in einer einzigartigen, nie dagewesenen Konkretheit. Qualität und Selbstbewusstheit zugleich. Waren es bereits Fünzigtausend? Hunderttausend?

Gleich würden wir die Goethestraße überqueren, eingekleilt, ohne eigentlich gehen zu können. Überall Menschen. Wenn sie heute nicht eingreifen, dann haben wir gewonnen, dachte ich, kann es am nächsten Montag zu einer noch größeren Demonstration kommen. Doch als Held fühlte sich keiner. Die meisten wunderten sich wohl nur über sich selbst, über ihre Neugier, über die abgeschüttelte Angst und plötzlich aufgekommene Zivilcourage. Sie zeichnete sich als Freude in den Gesichtern ab und würde sich langsam auf die noch Unentschlossenen übertragen. Irgendetwas Neues schien anzufangen, gepaart mit Hunger nach Aktion, das Bedürfnis, sich auf die Straße und nur auf die Straße zu begeben.

„Keine Gewalt! Neues Forum zulassen! Erich, laß die Faxen sein, hol die Perestroika rein! Stasi raus! Schließt euch an!“ Zehntausende drückten sich mit einem Mal präziser aus als vierzig Jahre Gesellschaftswissenschaften. Die Theoretiker hatten längst vergessen, dass es jenes Volk noch gab, stets unter Verschluss gehalten in Reagenzglas und Glaskolben, kampagnegeschüttelt, im Labor für Endzeitexperimente.

Wie hatte der Medizinstudent bei meiner Kontaktstunde über die erste größere Demonstration gesagt? „Nirgends einer, der anführte. Jeder ein Anführer durch sein Dabeisein.“ Keiner hatte einen Stein in der Hand. An den Springbrunnen in der Grimmaischen Straße hätte man sich nur zu bücken brauchen. Steine waren so reichlich vorhanden, daß sie etliche Lastwagen hätten füllen können.

Plötzlich, nur wenige Meter von uns entfernt, das erste Transparent. „Jetzt oder nie, Freiheit und Demokratie!“ Sofort sprang ein junger Mann daran hoch und zerrte es herunter. Demonstranten griffen ein, ein Handgemenge. Schließlich konnte es zurückerobert werden, die beiden Träger streckten es mit freudigem Gesicht wieder hoch. Beifall und Jubelschreie. Es bildete sich sogar eine

Gasse, durch die der Provokateur, ohne angegriffen zu werden, entschwinden konnte.

Nicht die leisesten Anzeichen von Gewalt. Doch aus den Lautsprechern des Stadtfunks ertönten ständig Mahnungen von Funktionären und Persönlichkeiten, ausgehend vom Krisenstab der SED-Bezirksleitung, um beschwörend und mit indirekten Drohungen von einem Weitergehen abzuraten. Der Vorsitzende der liberalen Blockpartei pries sich in voller Inbrunst an, jederzeit für einen Gedankenaustausch zur Verfügung zu stehen, als hätte er vorher keine Zeit dafür gehabt, keine Gedanken besessen, als wäre er, der stets wie alle anderen Blockfreunde so beredt geschwiegen hatte, nun mutig und aufrichtig geworden und bereit, geeignete Sätze zu produzieren, die hätten beeindrucken können. „Aber nicht auf der Straße!“ lockte er. Der Gewandhaus-Kapellmeister Kurt Masur verblüffte mit der simplen Erkenntnis, „dass bei uns vieles in Bewegung geraten ist, und dass es gut ist, dass es in Bewegung geraten ist. ... Man darf mit seiner Meinung nicht hinterm Berg halten.“ Ins Gespräch wollte auch er kommen.

Der Wahrener Pfarrer Gottfried Schleinitz zitierte die Bibelworte: „Suchet der Stadt Bestes!“ und gab den Demonstranten zu bedenken, ob jenes das Beste sei, was auf der Straße ausgehandelt werden solle. Erneut zitierte er die Bibel: „Suchet Frieden und jaget ihm nach. Wem jagt ihr nach, oder was jagen wir?“ Er nannte den Propheten Jeremia und den Apostel Paulus. Sie waren vor Jahrtausenden ebenso ohnmächtig gewesen wie er in dieser Minute. Eindringlich bat er: „Aber wirklich keinerlei Gewalt. Was uns bleibt, ist die unbewaffnete Hoffnung.“

[...] Pfarrer Schleinitz hat selbst an den Demonstrationen teilgenommen und war über seine Worte, als er sie im Stadtfunk hörte, erschrocken. Stunden zuvor, „von Angst beherrscht, sie war greifbar und begründet“, wie er mir später sagte, hatte er sie aufs Band gesprochen und den Krisenstab in der SED-Bezirksleitung gebeten, sie nur bei äußerster Gefahr zu senden.

Die richtigen Worte zur falschen Zeit, am falschen Ort, resümierte er hinterher seine Botschaft.

Ich hatte es auch so empfunden, denn keiner der

Demonstranten drohte mit der Faust. Ein jeder war überzeugt davon, sich auf dem richtigen Weg zu befinden.

Die ersten Pfiffe dann, als einer der SED-Sekretäre davon sprach, dass viele den in Gang gekommenen Dialog angenommen hätten. Die Pfiffe wurden lauter, als der alte Agitator von Frieden, Freiheit und Demokratie sprach. Mit autoritärem Pathos rief er: „Unsere Partei bekennt sich zu Veränderungen und will sie. Dafür ist die Straße weder Ort noch Mittel, deswegen bitten wir Sie: Gehen Sie besonnen und ruhig auseinander, damit gemeinsames Handeln möglich wird.“

Es klang dennoch wie eine Polizeistimme, auffordernd. Nichts war in den vergangenen Jahren mehr beschworen worden als das „gemeinsame Handeln“. Sie prallten ab, diese Worthülsen, und riefen nur Kopfschütteln hervor.

Auf einmal: Wie aus einer Wand tretend, sah ich vereinzelt Jugendliche. Ihre Arme lösten sich vom Körper. Einer winkte. Andere fassten Mut, traten aus der Masse, begannen lachend loszulaufen. Für Sekunden - wie erstarrt sah ich es - stand eine Komposition von sechs, sieben jungen Leuten mitten auf dem Georgiring, direkt vor der Post. Ob diese ihre Schritte in zehn oder 20 Jahren als Denkmal nachgestaltet werden würden: Schritte aus dem Stein?

Manche Autofahrer kurbelten das Fenster herunter, lächelten. Ich glaubte zu träumen. Lief wie in den Siebzigern jeweils zum Mai-Ersten mitten auf dem Georgiring. Damals waren noch dreihundert- bis vierhunderttausend Herbeibefohlene an der Ehrentribüne vorbeimarschiert, waren wir alle noch Revolutschonöre. Ikonografie und Spruchbänder für die großen Erfolge. Ich schrieb an meinem Buch IM SCHATTEN DER KOLLOSSALFIGUREN: Höfisches Gewinke / zu den Spitzen des Bezirks / treppauf / ordensbeschuppte Militärs / unhörbar klatschend / Phlegma-Gesichter / die gelangweilte Blicke durch Lider filtern / fischäugig über Brillen hinweg.

1989 aber standen an der Stelle, wo einst die Tribüne war, nur zwei Rentnerinnen und ein Rentner mit einem Terrier abgewandt vor dem „Deli-Feinkost“ und schauten verwundert zu den Demonstranten.

Beim Erreichen der Fußgängerbrücke, die wir „Blaues Wunder“ nannten, winkten uns Schaulustige zu. „Schließt die Lücke - runter von der Brücke!“ In breiter Front, fast beide Fahrbahnen ausfüllend, schwenkten die Demonstranten ein zum Dittrichring. Nirgends ein Transparent. Eine gespenstische Masse, begierig in Erwartung der Stasi-Zentrale.

„Stasi in die Volkswirtschaft! Pressefreiheit! Reisefreiheit!“ Zwei junge Frauen neben mir jaulten wie Wildkatzen. Ihre Gesichter puterrot, ihre Stirnadern geschwollen. Es war nicht mehr die Entspanntheit der Physiognomien wie noch vor wenigen Minuten auf dem Georgiring, am Hauptbahnhof oder unter dem „Blauen Wunder“. Hier, an der „Runden Ecke“, kam in alle Gesichter eine andere Dynamik, entlud sich eine Energie, die in dieser Heftigkeit und Stärke keiner erwartet hätte. Eine Rollstuhlfahrerin drohte mit der Faust und blies ständig ihre Trillerpfeife. Wir klatschten ihr entgegen. Sie rief: „Ich bin sechsundsiebzig und laufe noch wie geschmiert!“ Das Pfeifkonzert wurde schriller. Ich schloss die Augen. Meine Schultern brannten. Dann wieder die vielen Gesichter. Nirgends ein Mund, den nicht die Bitterkeit eines Fluches bewegte. Schreie aus der Tiefe des Bauches, verzerrte Gesichter. In diesem Moment wusste ich, dass sich das unheimliche Haus, vor dem wir standen, das Bollwerk der Gewalt, von diesem Orkan der Wut und des Hasses nicht mehr erholen würde. Obwohl es fest und uneinnehmbar im Dunkeln stand, ohne Licht in den Fenstern. Doch wer ahnte nicht, dass sich hinter diesen Mauern dienstbare Ohren befanden. Sie würden den Protest bis nach Wandlitz weiterleiten, in geheime Zimmer, vollgestopft mit Elektronik.

Jetzt werden sie in ihren allwissenden Kollektiven sitzen und zittern, dachte ich, so als würde ein Meteorit aus der grenzenlosen Weite des Himmels langsam und unabwendbar auf sie zu rasen. Sie werden ihre hermetische Welt nicht mehr verstehen, ihre Weltanschauung, in der sie gefangen leben, ohne wirklich ihr eigenes Land zu erkennen.

Nester von Kerzen. Ihre Flammen mahnten zur Besonnenheit. Das Neue Forum hatte eine Men-

schenkette vor dem Haupteingang dieser Bezirksbehörde gebildet. Einige Personen, die ich kannte, hatten dort ihre Familienangehörigen an die Hand gefasst. Riefen besänftigend den in Hitze gekommenen Gesichtern entgegen: „Geht weiter!“ Wer fühlte nicht, dass in dieser Erregung alle Hemmungen überwunden waren. Heute weiß ich, wie richtig das Neue Forum damals gehandelt hat, als es das Gebäude schützte. Denn für die Objektverteidigung hatte es klare Befehle gegeben. „Wenn Mitarbeiter angegriffen worden wären, ich weiß nicht, wie ich mich entschieden hätte“, sagte später der Leiter der Bezirksverwaltung, Generalleutnant Manfred Hummitzsch, in einem Interview.

Im Hintergrund, auf der rechten Seite des Gebäudes, nur eine kleine Berufsriege von Bewachern in Drilllichzeug. Ohne Helme, Visier und Nackenschutz. Ohne „Bunanudeln und RW“ (Reizwurfkörper). Ohne Pistolen und Hunde. Ohne Schützenpanzer. Ohne Stahlkolosse mit Räumflügen. Ohne MP mit je sechzig Schuss Munition, wie sie noch wenige Tage zuvor zu sehen gewesen waren. Diese Riege wirkte harmlos, schüchtern. „Zieht Euch um!“ Die MfS-Soldaten sahen uns an, lächelten, als wollten sie sagen: Seht, wir sind nicht mehr bewaffnet. Sind schon halb umgezogen. Stehen nur noch da. So herum...

Unsere Lungen waren erschöpft. Mit unverbrauchter Energie und Frische tobte der Orkan hinter uns weiter, ungebrochen grell, elementar. Sylvia und ich waren am neuen Gebäude des Datenzentrums vorbeigelaufen. Kein Licht in den schmalen Fensterschlitz. Was wird mein Etagegen Nachbar, Professor für Bauwesen, jetzt denken und tun, kam es mir in den Sinn, der Direktor dieses Hauses. Wird er sich noch im Gebäude befinden, in erhöhter Alarmbereitschaft? Aus dem Dunkeln herunterblicken auf das konterrevolutionäre Treiben? Einige Wochen später fragte ich ihn im Hausflur danach, und er bestätigte mir, dass er tatsächlich dort gewesen sei. Unbegreiflich für ihn, dass sein „Rad der Geschichte“ plötzlich Achsenbruch hatte.

Vor der Thomaskirche vereinzelte Polizisten. Demonstranten diskutierten mit ihnen. Wir kommen wieder!

Ja, das werden wir, sagte ich.

Sylvia verabschiedete sich von mir. Sie hatte ihren Trabant am Hauptbahnhof abgestellt. Mein Auto stand am Dimitroff-Museum. Nur wenige Fahrzeuge begegneten mir auf der Heimfahrt. Als ich kurz nach 21 Uhr zu Hause war, rief ein Korrespondent aus Amsterdam an. Er fragte, ob ich auch schwarz-rot-goldene Fahnen gesehen hätte. Ich war perplex und erzählte, dass nach Meinungsfreiheit und nach Demokratie gerufen worden sei. Er wollte sich wieder melden.

Am nächsten Tag Empörung in fast allen Zeitungen. Aufgrund der Demonstration sei der Verkehr zusammengebrochen. Trotz der Aufrufe von Leipziger Persönlichkeiten habe sich wieder ein Zug formiert. Transparente seien aufgetaucht: Dialog statt Gewalt! Mehr tun für die Umwelt! Transparente hatte ich nicht gesehen. Die „Volkszeitung“ schimpfte, dass Demonstranten immer wieder Abkürzungen durch Grünanlagen suchten. Als ungereimt empfand sie auch, dass manche Berufsverbot für einen Kommentator des DDR-Fernsehens gefordert hätten. Gemeint war Karl-Eduard von Schnitzler. Die „Volkszeitung“ konnte nicht fassen, daß viele Bürger, die sie als ihr Volk interviewen wollte, nicht bereit waren, etwas zu sagen, als sie bemerkten, dass es Reporter eben jenes Blattes waren.

Wie falsch war auch die Berichterstattung über die Situation vor der Stasi-Zentrale: Volkspolizisten, die den nahe gelegenen Gebäudekomplex der Behörde der Deutschen Volkspolizei sichern, schlägt ein gellendes Pfeifkonzert entgegen. Erst in einem hinteren Komplex, im Barfußgässchen, befand sich der Eingang der Bezirksbehörde der Deutschen Volkspolizei. Warum sollte ausgerechnet sie mit Pfiffen und Buh-Rufen belagert worden sein?

Zuletzt das Lamento, dass zweieinhalb Stunden keine Straßenbahnen über den Ring fahren können. Die Zeitung ließ sogar den Technischen Direktor der Verkehrsbetriebe sprechen. 320 Fahrten waren ausgefallen. Tausende - vor allem Mitarbeiter von Handels- und Dienstleistungseinrichtungen - hätten vergeblich auf ihre Bahn gewartet. Aber an den Haltestellen war niemand zu sehen gewesen. Alle waren demonstrieren.

[...] Im Radio forderte plötzlich sogar das Politbüro eine umfassende Volksaussprache, „um das weitere Gedeihen des sozialistischen Vaterlandes zu gewährleisten“. Als sei der bisherige Sozialismus attraktiv und bedürfe noch einer Steigerung, während sich seine Repräsentanten in eine hoffnungslose Sackgasse manövriert hatten. Und die Greise riefen: „Dialog ist unsere Politik!“ Hatte es je einen Dialog gegeben mit den Ureinwohnern von Wandlitz?

Auch die SED-Bezirksleitung sagte jetzt, dass ein „offenherziges und vertrauensvolles Aufeinandergeschehen“ unerlässlich sei, davon habe sie sich auch am letzten Montag leiten lassen. Gemeint war die Erklärung vom 9. Oktober im Leipziger Stadtfunk, die jedoch in fünf Sätzen nur das wiedergab, was Menschenrechts-, Friedens- und Umweltgruppen, das Neue Forum, die vielen Pfarrer der Stadt und Landesbischof Hempel stets forderten: „Keine Gewalt! Besonnenheit, friedliches Sprechen.“ Nur wurde ihnen die Öffentlichkeit verweigert.

Umso verwirrter und unsicherer war die örtliche Bezirksbehörde des Ministeriums für Staatssicherheit, wie sich später erwies. Ihr Leiter verstand nicht, „warum nicht einer von den drei beteiligten Herren der SED-Bezirksleitung den allgewaltigen und gefürchteten Stasi-Chef angerufen und gesagt hat: Mach alles, damit es nicht zur Konfrontation kommt. Es lag doch mit in meiner Hand, was gemacht wurde. Ich hätte doch diese riesige Last der Verantwortung mittragen müssen, wenn ein Demonstrant oder einer von den MFS- und VP-Leuten die Nerven verloren hätte.“ Zumindest hatte der General seinen Leuten verboten, Waffen zu tragen, und zwar „gegen die Dienstvorschriften des Ministers“.

Erst durch den Druck der Straße und durch neue Anweisungen der Parteileitungen probierten viele Genossen und Professoren erstmalig den öffentlichen Dialog als neue soziale Verhaltensform, den zwei Generationen in ihren Lebenserfahrungen, aber auch in ihren Verhaltensmotiven nicht gekannt hatten. Tatsächlich schien es, als gestatte die Situation ihnen für Sekunden eine historische Erfrischung, eine persönliche Belebung. Wie schön klangen nun ihre Sätze, als sie feststell-

ten, eine Presse zu benötigen, in der das Volk mit seinen Erfahrungen zu Worte käme. Auch die SED-Bezirksleitung sprach mit den Leipzigern, als seien es ihre vertrautesten Freunde. Geduld und Beharrlichkeit forderten sie plötzlich und ein gütliches Aufeinanderzugehen. Herrschte auch nicht immer Einigkeit in den Wegen, so doch im Ziel der Gespräche: Wie gestalten wir für uns eine attraktive sozialistische DDR, der keiner mehr den Rücken kehrt?

Dennoch distanzierten sie sich immer heftiger von denjenigen, die nun begannen, um den Kern dieser Stadt zu laufen. Auf den Ring gingen die Verführten, in die Hörsäle und Foren strömten die ehrlich Gesonnenen, die Intelligenteren...

Ich hielt mir fast die Ohren zu, so diskussionsfreudig waren auf einmal die jahrzehntelangen Schweiger der SED, CDU, LDPD, NDPD... Sie spannten all ihre Künstler und andere Persönlichkeiten ein, um sich an die Spitze der Bewegung zu befördern und Dialoghäuser zu schaffen. Dialog war in wenigen Tagen zu einem Schlagwort geworden. Es klang schon wieder wie eine Kampagne: sich verpflichtet zu fühlen, sich stets verpflichtet zu fühlen zu dem, was alle für ihre Pflicht hielten... Wie sollten wir diesem zunehmenden Willen zum Gespräch Glauben schenken, für Besseres zu streiten, wenn die Forderungen des Neues Forums weiterhin verschwiegen wurden? Es war nicht zugelassen und wurde ständig bedroht.

[...] Am 19. Oktober, bei einer Diskussion in der Moritzbastei mit 1500 Teilnehmern, erhob sich

aus einem heftigen Disput die Forderung nach Zulassung des Neuen Forums. Doch ihre Vertreter wurden nicht in das Präsidium gelassen, weil Roland Wötzel, Bezirkssekretär der SED, sich nicht mit einer „staatsfeindlichen Organisation“ an einen Tisch setzen wollte. Hatte er sich nicht am 9. Oktober in dem gemeinsamen Aufruf für Dialog ausgesprochen? Was war davon übriggeblieben?

Das Neue Forum wird bald zugelassen, sagte mir Wolfgang E. Schütte, ein Schriftstellerkollege. Wir trafen uns zufällig vor der Hinrichschen Buchhandlung in der Mädlerpassage. Aber nur als Partei, fügte er hinzu.

Als Partei verstehen wir uns weniger, sagte ich. Mehr als Bewegung bewegter Bürger mit Zivilcourage. Gewiss nicht als Ergänzung zum Blockflötenspiel in der Nationalen Front. Das war doch 1949. Ein Anachronismus.

Ich lachte ihn an und sah ein unergründliches Funkeln der vergrößerten Augen hinter seiner eloxierten Brille.

Zu Hause erreichte mich der Anruf eines weiteren Kollegen, Mitglied der LDPD. Seine plötzliche Freundlichkeit kam mir vor wie Geschmuse. Er wolle mich demnächst besuchen und doch noch den „Aufruf“ unterschreiben.

Ob Bürgerbewegung oder Partei. Eine neue Fahne, regenbogenfarben, war das Neue Forum allemal. Sie war ein Flattern zwischen Empörung und Mut.

[...]